

Markante Register

Orgelkonzert Michael Kapsner hat in Cannstatt Werke von Louis Vierne gespielt. *Von Markus Dippold*

Die Improvisation gilt als die Königsdisziplin der Organisten. Aus einem schlichten Thema soll ad hoc ein Kunstwerk entstehen, das Fantasie und Formbeherrschung gleichermaßen beweist. Michael Kapsner, Orgelprofessor in Weimar, wählte bei seinem Konzert in der Cannstatter Stadtkirche die Melodie „Du, meine Seele, singe“ als Ausgangspunkt. Doch mehr als auf- und absteigende Arpeggien als Beiwerk um die gestückelte Melodie, gründiert mit einigen Orgelpunkten, fielen ihm dazu nicht ein. Eher schlicht wirkte auch sein Umgang mit der gewaltigen fünften Orgelsymphonie von Louis Vierne. Dem Franzosen ging es wie den meisten Orgelkomponisten an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert um die Übertragung orchestraler Techniken auf das Tasteninstrument. Im langsamen Einleitungssatz dominieren bei Kapsner einzelne, vom Gesamtklang deutlich abgesetzte Solostimmen, während die Pedaltöne dumpfgrummeln.

Markante Zungenregister beherrschen die Eingangssequenz des Allegro-Satzes, was aber sofort wieder in Verhaltenheit zurückgenommen wird. Den stärksten Eindruck hinterließ das geisterhafte Scherzo. Pointiert artikuliert Kapsner diesen dritten Satz, erzeugt räumliche Wirkungen für die flatterhaften Motive, die mit teils starken Dynamikwechseln und Verzögerungen belebt werden. Leider fielen die beiden Schlusssätze wieder in einen verhalteneren Duktus zurück, bei dem oft die Pedaltöne kaum wahrnehmbar waren und der Ausdrucksgehalt eher verinnerlicht war, was ganz im Gegensatz zum kurzen, aber prägnanten Konzertbeginn stand. Mit den strahlenden Klängen und der spielerischen Motorik von Bachs Fantasie über den Choral „Komm, Heiliger Geist, Herr Gott“ BWV 651 zeigte Kapsner eine deutlich wirkungsvollere Interpretation. *dip*

Kurz berichtet

Oper

Die große Schwester

Fanny Cécilie Hensel, die Schwester des Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy, kommt in einer Oper zu späten Ehren. Am 14. September wird an der Leipziger Oper die Produktion „Solo Fanny“ uraufgeführt, in der die Beziehung zwischen der begabten, aber in den Hintergrund gedrängten Komponistin und ihrem berühmten Bruder geschildert wird. *dpa*

Tim und Struppi

Im Kongo unerwünscht

Ein Kongolese will den Comicband „Tim im Kongo“ verbieten lassen. Das Album aus der Reihe „Tim und Struppi“ des belgischen Zeichners Hergé vermittelte ein entwürdigendes Bild der Schwarzen im Kongo, zitiert die Zeitung „Le Parisien“ den in Belgien lebenden Buchhalter Bienvu Mbutu. Deswegen wolle dieser jetzt juristisch gegen den Verlag vorgehen. *dpa*

Menschen, Tiere, Sensationen

Literatur Leuk, das Städtchen im Schweizer Wallis, ehrt die Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff mit seinem Spycher-Preis. Sie hat jetzt dort fünf Jahre lang Gastrecht. *Benedidenswert. Von Julia Schröder*

Wenn dies ist der beste Platz der Welt, wo man morgens das Licht aus hohen Kannen hinunter ins Tal gießt, mittags Schatten hinter hölzernen Läden sucht und abends auf kleinen Terrassen sitzt, um die Entfernungen zwischen Himmel, Gipfeln und Erde zu schätzen, zwischen Weißhorn und Schwarzhorn...“, so liest sich das bei Felicitas Hoppe. Ohne Zweifel, die Aufenthalte in Leuk, die mit der dort beheimateten Autorenauszeichnung einhergehen, haben in dieser Preisträgerin ihre Spuren hinterlassen. Sibylle Lewitscharoff hat das jetzt alles vor sich.

Der Literaturpreis, den sie am Wochenende in der sehr kleinen, sehr alten Stadt im Oberwallis entgegengenommen hat, trägt einen eigentümlichen Namen: Spycher (was mit hochdeutsch „Speicher“ nicht ganz zutreffend wiedergegeben wäre). Eigentümlich ist auch, was den Preis ausmacht: fünf Jahre lang je zwei Monate Gastrecht im Ort Leuk, samt Kost und Logis. Das ist nicht nur Ehre, das ist auch Verpflichtung, nicht jeder kommt damit ohne weiteres klar. Sibylle Lewitscharoff aber scheint zu wissen, worauf sie sich einlässt, und wirkt bei ihrer Dankrede – auch wenn sie einräumt, bisher „gemalte Gebirge“ bevorzugt zu haben – bereits völlig überzeugt von diesem seit der Römerzeit bedeutsamen und heute so still wirkenden, einstmal fast uneinnehmbaren *Leuca fortis* über dem Tal der milchig sich windenden Rhône, die hier noch Rotten heißt, und den Föhren des Pfynwaldes, der die Sprachgrenze zum Französischen markiert.

Mag sein, dazu hat ein Besuch im Beinhäus unter der Pfarrkirche St. Stephan – spätgotisch, auch sie auf römischen Fundamenten – beigetragen. Dieses einfache Souterraingeschoss, das man tagsüber unverschlossen vorfindet, beherbergt ein bemerkenswert gut erhaltenes Totentanz-Wandbild – und mehr als zwanzigttausend Schädels, samt Oberschenkelknochen säuberlich geschichtet bis unter die niedere Decke, eine buchstäblich atemraubende Sensation für den unvorbereitete Eintretenden. Und wie sehr diese Autorin es mit dem Tod hat, wissen ihre Leser.

Sie werden es wieder erfahren, wenn im Frühjahr Lewitscharoffs neue Erzählungen samt der mit dem Titel „Insel der Glücklichen“ erscheinen, die sie in Leuk erstmals öffentlich vorgelesen hat, eine vom Briefmarkenalbum des Kindes in – wo sonst? – Stuttgart inspirierte Fantasie über ein paradiesisches Eiland im Schwarzen Meer. Dessen Bewohner, adrette „Modellbulgaren“, jeder Hand in Hand mit seinem „Tödlein“, bekommen Besuch von der Besatzung des Luftschiffes Inconvenience, die sich – wie bei Thomas Pynchon – vor allem für fünf perfekt kirchenslawisch intonierende Wölfe interessiert.

Das gehört nämlich jetzt auch zum Spycher, der seit 2001 von der Stiftung Schloss Leuk verliehen wird: ein „Workshop“, in dem die bisherigen Preisträger vor Publi-



Wo man das Licht aus hohen Kannen ins Tal gießt: das Bischofsschloss in Leuk.

Foto: SZ

kum aktuelle Arbeiten diskutieren. Thomas Hettche, einer der ersten Preisträger und heute nicht nur in Jury und Projektleitung des Spycher, sondern auch sichtbar glücklicher Besitzer eines kleinen Chalets in der Nähe, las eine Sylter Silvesterszene aus seinem neuen Roman „Die Liebe der Väter“, an den er in den kommenden Tagen letzte Hand anlegen wird, Barbara Honigmann und Gilles Rozier stellten ebenfalls Romanprojekte vor, Gerhard Falkner einen Gedichtzyklus auf der Basis absichtsvoller Rilke-Reminiszenzen („wer, wenn nicht ich, hörte mich denn...“) und Marcel Beyer die Vorarbeiten zu seiner Poetikvorlesung, Titel „Das Tier als Frage und Vorstellung“.

Das Tier, die Kreatur im Allgemeinen, geisterte in mancherlei Gestalt durch das Spycher-Wochenende; man denkt an die singenden Wölfe bei Lewitscharoff oder Beyers notorisches Interesse an Vögeln. Falkners Vers „Ich leide wie ein junger Hund und rede wie ein alter Hase“ wurde zum geflügelten Wort, und Felicitas Hoppe bekannte gar, die Grenze zwischen Mensch und Tier existiere für sie so recht gar nicht. Und selbst in der schwungvollen Laudatio des Kritikers Tilman Krause unter der Mario-Botta-Kuppel, die die umtriebige Stiftung Schloss Leuk dem alten Bi-

schloss aufgesetzt hat, zeigte sich kurz Tierhaftes (die „Spezi-Fische“ aus dem Roman „Apostoloff“), obwohl es doch um ganz anderes ging.

Zwei Pfade spurte Krause durch Sibylle Lewitscharoffs Werk: erstens den der „Engel-Versteherin“ (was dem Laudator Gelegenheit gab, die Engelhierarchien des Dionysos Areopagita, etwas für dogmatische Feinschmecker, zu servieren) und zweitens einen, den er unter das Hölderlin abgewandelte Motto „O Fürstin der Heimat, glückliches Stuttgart-Degerloch“ stellte. Da ist der Laudator, der Preisträgerin vergleichbar Berliner mit schwäbischem Herzen, ganz in seinem Element. Lewitscharoffs Versuch, „Schwaben als Glückszustand zu sichern“, siedelt Krause, architekturgeschichtlich kühn Stellung beziehend, in der „Hanglage mit den schmucken Häusern von Paul Schmidhener, der Stuttgarter Antwort auf Walter Gropius“, an.

Am Ende gipfelte die Lobrede in einer Apotheose des schwäbischen Geistes. Man konnte fast den Eindruck gewinnen, Württemberg sei der „beste Ort der Welt“. Vermutlich hat eben jeder seinen.

Felicitas Hoppe: Der beste Platz der Welt. Erzählung. Edition Spycher. Hg. von Thomas Hettche. Dörlemann Verlag, Zürich. 96 Seiten, 14,80 Euro.

Alles über den Spycher-Preis und die Stiftung Schloss Leuk unter www.schlossleuk.ch und www.spycher-literaturpreis.ch



„Bisher hielt ich es eher mit den gemalten Gebirgen.“

Sibylle Lewitscharoff in ihrer Dankesrede

Notenbank

Kein Mumpitz

Britpop Mit ihrem dritten Album „Humbug“ dürften die Arctic Monkeys auf die Erfolgsspur zurückkehren. *Von Jan Ulrich Welke*

Als vor fünf Jahren gerade vier Songs der britischen Bubis im Internet verfügbar waren, strömten in ihrer Heimat bereits bis zu dreitausend Leute zu den Auftritten der Arctic Monkeys. Als dann ihre erste Single „I bet you look good on the Dancefloor“ erschien, verdrängten sie sogar Robbie Williams von Platz eins der Hitparade. Und als sie 2006 ihr hervorragendes Debütalbum mit dem griffigen Titel „Whatever People say I am, that's what I'm not“ vorlegten, gab es kein Halten mehr. Ausverkaufte Konzerte ohne Ende, Lob von prominenten Kollegen zuhauf, zig Titelgeschichten.

Dann folgte vor zweieinhalb Jahren das zweite Album „Favourite worst Nightmare“, das wegen seiner Mittelmäßigkeit der Kritik kaum mehr als ein paar dünne Zeilen wert war – und dann die Versenkung von ihren gewiefen PR-Leuten als Sabbatjahr erklärt. Nun sind sie wieder da, und

das Resultat ist alles andere, als sein feiner Titel besagt, der im Englischen das gleiche wie im Deutschen bedeutet. Das Quartett aus Sheffield hat eine ordentliche Stilwende vollzogen, weg vom unbekümmerten Holterdipolter-Rock hin zu ruhigeren, geschliffeneren Arrangements.

Verantwortlich dafür zeichnet gewiss auch ihr neuer Produzent Josh Homme – der Kopf der Queens of the Stone Age weiß bekanntlich, wie man es macht. Herausgekommen ist ein gepflegtes, überdurchschnittlich gut und vielfältig instrumentiertes Alternative-Album, das die Band von einer deutlich anderen Seite zeigt. Einer guten Seite.



Arctic Monkeys: Humbug. Domino

Im Songstrukturenstahlwerk

Jazzfolk Der amerikanische Songwriter Joe Henry bezaubert mit musikalischen Leuchtspuren der Einsamkeit. *Von Ulrich Bauer*

Ein Hochofen, ein Stahlwerk. Metall, das später ausgewalzt wird. Das Äußere des neuen Albums von Joe Henry scheint schon eine düstere Drohung. Er aber wollte mit „Blood from the Stars“ Menschen erfassen, die um etwas kämpfen und aus den Niederungen des Alltags den Blick gen Himmel richten, um daraus Inspiration zu ziehen. Manchen mag das dann wie das Aufleuchten einer Sternschnuppe vorkommen. So falsch ist das nicht, denn dem Musiker Joe Henry ging es immer darum, im Studio den magischen Moment einzufangen, die Situation, in der kreative Menschen aufeinander reagieren, um etwas Individuelles zu schaffen.

Nein, dabei kann kein Gebrauchspop für den Alltag herauskommen, wie ihn etwa seine Schwägerin Madonna produziert. Aus dem Stahlwerk Henrys wehen scheinbar absichtslos Schwaden, vom Wind des Augenblicks plötzlich in die eine oder andere Richtung abgetrieben. Der Freistilgitarist Marc Ribot macht da mit, der mit T Bone Walker und Tom Waits durch den Spuk bizarrer Gewöhnlichkeiten gegangene Schlagzeuger Jay Bellerose und andere Kämpen des Selt-

samen. Sogar der eigene 17-jährige Sohn Levon ist dabei.

Henrys bisher letzte CDs hatte der Blick aufs Traditionelle geprägt, die Suche nach dem Mysterium in dem, was uns mit der Vergangenheit verbindet. Ganz alleine setzt das Piano nun im Präludium „Light no Lamp“ Leuchtspuren der Einsamkeit, die der darauffolgende Titel „The Man I kept hid“ in ein in New-Orleans-Sound gehülltes Spiel mit den Masken verwandelt. „Jemand benutzt meinen Mund und lacht laut heraus“ heißt es da: Durch Schichten des Vorbewussten lassen sich Henry und seine Band treiben, durch Strukturen des Blues, an Figuren des Jazz vorbei, jawohl, auch durch scheinbare Langweiligkeiten, die sich erst beim wiederholten Hören ins Fragwürdige auflösen. Ein Abenteuer der Geduld. Eine Reise. Und der Reiseführer singt uns mit eigenartiger Stimme den Weg.



Joe Henry: Blood from Stars. Anti/Indigo



Prefab Sprout: Let's change the World with Music. Kitchenware Records/Edel